zu sehen, und Robinson in seiner Verzweiflung, von Hunger und Durst gequält, ging weiter in das Innere der einsamen Insel hinein. Um nicht ganz den Unbilden des Wetters preisgegeben zu sein, fing er an, sich eine Hütte zu bauen und für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Ein angeschwemmtes Wrack gab ihm Gelegenheit, sich mit einer Flinte, Pulver und Blei, sowie mit verschiedenen Kleidungsstücken auf längere Zeit zu versehen. Er ging auf die Jagd und verschaffte sich auf diese Weise Fleisch zum Essen, das Wasser bot ihm Gelegenheit zum Fischfang, und so konnte er, wenn auch nur kümmerlich, sein Leben fristen.

An einem Kalender, den er sich selbst gefertigt, sah er, wie die Zeit verrann: Wochen um Wochen, Monate um Monate Jahre um Jahre. Sein einziger Gefährte, den er besaß, war lange Zeit nur ein bunter Papagei. Ihm hatte er die Flügel beschnitten und seinen Namen sprechen gelehrt. So hörte er doch wenigstens von einem andern Lebewesen menschenähnliche Laute. Eine wilde Ziege, die er sich gezähmt, gab ihm Milch, Butter und Käse, und ein Säckchen voll Gerstenkörnern, das er zufällig noch bei sich getragen, hatte ihm im Laufe der Jahre immer wieder neue Ernten und damit Mehl und Brot geliefert. Von Fellen hatte er sich einen dichten, warmen Anzug gefertigt und desgleichen Schuhe und Mütze. So war er vor Hunger und Kälte geschützt.

Aber es regte sich in ihm immer wieder die Sehnsucht nach lebenden Wesen, mit denen er sprechen konnte. Ungefähr zwanzig Jahre waren inzwischen vergangen, und keine Menschenseele hatte Robinson zu Gesicht bekommen. Fast selbst zum Tier herabgesunken, hätte er stumpfsinnig sein Leben fristen müssen, wenn ihm nicht eine Bibel, die er vor Jahren in dem Wrack gefunden, Gelegenheit gegeben hätte, menschliche Gedanken aufzugreifen und an Gott erinnert zu werden. Oft lag er im Gebet, der Himmel möchte ihn erlösen aus dieser entsetzlichen Einsamkeit.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/530